GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Gender / Geschlecht

Schildmann, Ulrike

2007

https://doi.org/10.25595/2133

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schildmann, Ulrike: *Gender / Geschlecht*, in: Greving, Heinrich (Hrsg.): Kompendium der Heilpädagogik : A-H (Troisdorf: Bildungsverlag EINS, 2007), 278–286. DOI: https://doi.org/10.25595/2133.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Hrsg.: Heinrich Greving

Kompendium der Heilpädagogik

Band 1

A–H

1. Auflage

Bestellnummer 04874

Bildungsverlag EINS
a Wolters Kluwer business

DT 1000 G838 K8-1

Haben Sie Anregungen oder Kritikpunkte zu diesem Buch?
Dann senden Sie eine E-Mail an 04874@bv-1.de
Autoren und Verlag freuen sich auf Ihre Rückmeldung.

Humboldt-Universität
* Universitätsbibliothek *
zu Berlin
HV/IV/2010-45399

www.bildungsverlag1.de

Bildungsverlag EINS
Sieglarer Straße 2, 53842 Troisdorf

ISBN 978-3-427-**04874**-9

© Copyright 2007: Bildungsverlag EINS GmbH, Troisdorf
Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Hinweis zu § 52 a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne eine solche Einwilligung eingescannt und in ein Netzwerk eingestellt werden. Dies gilt auch für Intranets von Schulen und sonstigen Bildungseinrichtungen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort ... 6

Alter Maximilian Buchka ... 7
Alte Menschen mit Behinderung Maximilian Buchka ... 21
Anthroposophische Heilpädagogik und Sozialtherapie Rüdiger Grimm 33
Arbeit/arbeiten Werner Heer ... 41
Assistenz Erik Weber ... 56
Ästhetische Erziehung Georg Theunissen ... 66
Autismus Peter Rödler ... 73
Basale Kommunikation Winfried Mall ... 83
Basale Stimulation Andreas Fröhlich ... 88
Behinderung Dieter Gröschke ... 97
Beratung Heinrich Greving ... 110
Berufsverband der Heilpädagogen e.V. Wolfgang van Gulijk ... 117
Blinden- und Sehbehindertenpädagogik Franz-Karl Krug ... 126
Case-Management Ernst Wüllenweber ... 134
Daseinsgestaltung Emil E. Kobi ... 139
Deinstitutionalisierung Wolfgang Jantzen ... 149
Disability Studies Anne Waldschmidt ... 161
Elternarbeit Barbara Jeltsch-Schudel ... 169
Emotionen Thomas Hülshoff ... 178
Empirische Behindertenpädagogik Franz B. Wember ... 186
Empowerment Georg Theunissen ... 197
Entwicklung Dieter Gröschke ... 202
Ethik Markus Dederich ... 211
Eugenik Michael Wunder ... 219
Europäische Heilpädagogik Alois Bürli ... 228
Euthanasie Michael Wunder ... 241
Fachbereichstag Heilpädagogik Norbert Störmer ... 250
Freizeit Reinhard Markowetz ... 258

Frühförderung Armin Sohns 272
Gender/Geschlecht Ulrike Schildmann 278
Geschichte der Heilpädagogik Norbert Störmer 287
Gesprächsführung Johannes Huisken 297
Handlungstheorie Dieter Gröschke 308
Heilpädagogische Beziehungsgestaltung – Trainingskonzept für die Aus- und Weiterbildung Peter Flosdorf 317
Heilpädagogische Diagnostik Dieter Lotz 327
Heilpädagogische Erziehungshilfe und Entwicklungsförderung Wolfgang Köhn 337
Heilpädagogik, geisteswissenschaftliche Emil E. Kobi 347
Heilpädagogische Kunsttherapie Karl-Heinz Menzen 355
Heilpädagogische Übungsbehandlung Barbara Schroer 369
Hilfebegriff Ernst Wüllenweber 380
Hospitalisierung/Enthospitalisierung Georg Theunissen 384
Hörbehinderung Fritz-Helmut Wisch 391
Humanistische Psychologie Petr Ondracek 401
Literaturverzeichnis 412
Autorenverzeichnis 454

Band 2

Vorwort 6

Identität Barbara Jeltsch-Schudel 7
Kindertagesstätte Elke Biene-Deißler 17
Kommunikation Peter Rödler 27
Kompetenz Martin Stahlmann 35
Krise/Krisenintervention Ernst Wüllenweber 47
Konstruktivismus Winfried Palmowski 55
Konzept Dieter Gröschke 67
Körperbehinderung Ingeborg Hedderich 76
Kritisch-materialistische Behindertenpädagogik Wolfgang Jantzen ... 86
Lebenswelt Emil E. Kobi 96

Lernbehinderung Birgit Werner ... 107
Medien Christian Mürner ... 116
Neurophysiologische Grundlagen der Heilpädagogik Thomas Hülshoff 124
Normalisierungsprinzip Walter Thimm ... 132
People First Stefan Göthling (mit Unterstützung von Susanne Göter und Henrik Nolte) ... 140
Person Emil E. Kobi ... 148
Personzentriertheit Petr Ondracek ... 155
Persönliches Budget Gudrun Wansing ... 165
Profession/Professionalisierung/Professionalität Ernst Wüllenweber .. 176
Psychiatrie – Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie Gerhard Neuhäuser ... 182
Psychomotorik Josef Möllers ... 190
Rhythmik Werner Rittmann ... 200
Schule/Schulpädagogik Franz B. Wember ... 212
Schwerste Behinderung Andreas Fröhlich ... 222
Sozialgesetzbuch Peter Trenk-Hinterberger ... 229
Spielen Elke Biene-Deißler ... 237
Sprache Peter Rödler ... 249
Ständige Konferenz der Ausbildungsstätten für Heilpädagogik in der Bundesrepublik Deutschland Barbara Ullrich ... 257
Sterbebegleitung Birgitt-Maria Schlottbohm ... 267
Stigmatisierung Norbert Störmer ... 275
Syndrome/Syndromanalyse Wolfgang Jantzen ... 285
Therapeutik Dieter Gröschke ... 296
Trisomie 21 Barbara Jeltsch-Schudel ... 304
Verhaltensstörungen/Verhaltensauffälligkeiten Ernst Wüllenweber .. 313
Wahrnehmung Dieter Gröschke ... 324
Wohnen Iris Beck ... 334
Zeichen Christian Mürner ... 346
Literaturverzeichnis ... 354
Autorenverzeichnis ... 399

Gender/Geschlecht

Ulrike Schildmann

Etymologie

Im Begriff „Geschlecht" sind in der deutschen Sprache zwei Bedeutungsschichten enthalten: Einerseits weist dieser Begriff auf den natürlichen Genus hin, er definiert das Geschlecht im biologischen Sinne von männlich bzw. weiblich; andererseits aber kann er, insbesondere im historischen Kontext, Familienzugehörigkeit und Blutsverwandtschaft anzeigen. In ihrer Auseinandersetzung mit den sozialen Dimensionen des Begriffs Geschlecht macht Regina Becker-Schmidt folgende Ausführungen zur Begriffsgeschichte:

[...] ‚slahta' (ahd.) bezeichnet ebenso die Blutsverwandtschaft wie die Familie als soziale Einheit. ‚Geslehte' bezieht sich auf das Menschengeschlecht und es wird nicht unterschieden, ob menschliche Eigenschaften ererbt oder kulturell erworben sind. ‚Slahan' heißt einfach soviel wie: ‚Nach der Art schlagen, dieselbe Richtung einschlagen.' ‚Gesleht' (mhd.) steht als Kollektivum für verwandtschaftliche Einheiten und trennt die Generationen nicht in eine weibliche und eine männliche Hälfte. Das Wort verweist überdies auf historische Prozesse: auf Genealogien, Familiengeschichten. Erst im Spätmittelalter ist ‚Geschlecht' auch als Hinweis auf den natürlichen Genus in Gebrauch. Durch seine ganze Entwicklung hindurch behält der Begriff seine Vielschichtigkeit bei: er umfasst die Gesamtheit der Merkmale, die ein Lebewesen als männlich oder weiblich bestimmen, sowie: Familie, Generation, Art, Genus (vgl. hierzu auch: Götze, 1939, 126 ff.; Kluge, 1960, 250; Wasserzieher, 1966, 206; Mackensen, 1966, 143)." (Becker-Schmidt, 1993, S. 38)

Mit der Polarisierung der Geschlechtscharaktere in der Neuzeit wurden die Geschlechterunterschiede ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „als Ausdruck der von Natur aus unterschiedlichen Körperlichkeit der Geschlechter begründet" (Bublitz, 1993, S. 62).

In dieser Tradition steht auch noch das heutige Sprachverständnis von Geschlecht. Die neuere feministische Forschung versucht nun aber, die Einseitigkeit dieses Begriffsverständnisses bewusst zu machen und das biologische Geschlecht wieder in seinem gesellschaftlichen Zusammenhang zu verankern, ohne den es nicht existiert:

„Körperlichkeit im Sinne ihrer anatomischen Phänomenologie [...] samt den mit ihr verbundenen Vorstellungen von kreatürlicher Sexualität, organischen Ausstattungen und Potenzen spielt eine entscheidende Rolle in den Interpretationen, mit denen die beiden Geschlechter ihre Bedeutung für die generative Reproduktion der Menschheit begründen [...] Die Selbst- und Fremddefinitionen des sexuellen Geschlechts sind immer Resultate von Körpererfahrungen einerseits, solchen am eigenen Leib und denen der gleich- wie gegengeschlechtlichen Bezugspersonen, und fantasmagorischen Verarbeitungen dieser sinnlichen Erfahrungen andererseits." (Becker-Schmidt, 1993, S. 40 f.)

Die hier dargestellte Auseinandersetzung spiegelt sich auch in der nordamerikanischen Debatte über „sex and gender" wider. Dabei soll auf eine letzte Differenzierung hingewiesen werden, die sich auch in der deutschen Frauenforschung etabliert hat. Mit dem Begriff „doing gender" weist Carol Hagemann-White darauf hin, dass das Geschlecht nicht etwas sei, das wir haben oder sind, sondern etwas, das wir tun, beeinflussen, produzieren. Das einzelne Individuum könne nicht für sich und nur nach eigenem Wunsch

sein Geschlecht leben, „dies ist vielmehr ein interaktiver Vorgang, worin wir ganz unabdingbar auf die Mitwirkung unserer Gegenüber und so auf die mit ihnen geteilte unbewusste Alltagstheorie des Geschlechts in unserer Kultur angewiesen sind" (Hagemann-White, 1993, S. 68).

Für die Beschäftigung mit dem Thema „Gender/Geschlecht" in der Heilpädagogik bzw. Behindertenpädagogik sei an dieser Stelle hervorgehoben, dass – ähnlich wie Behinderung – das biologische Geschlecht immer in sozialen Zusammenhängen steht, ohne die es nicht denkbar ist.

Geschichte

Auf dem Gebiet der Heilpädagogik bzw. Behindertenpädagogik entstand die Forschungsperspektive „Gender/Geschlecht" Ende der 1970er-Jahre im Zuge der Frauenbewegung und der damit verbundenen feministischen Frauenforschung und der „Kritik der Sonderpädagogik" (vgl. exemplarisch Abé u. a., 1973; Jantzen, 1974) und hat sich seitdem als „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik" etabliert (vgl. zusammenfassend Schildmann/Bretländer, 2000). Dieses Fachgebiet hat inzwischen drei Entwicklungsphasen durchlaufen, die im Folgenden charakterisiert werden sollen.

Die erste Phase ist als „Initiativphase" zu bezeichnen. Etwa zwischen 1978 und 1988 entstand eine wissenschaftliche und behindertenpolitische Auseinandersetzung über das Verhältnis zwischen Behinderung und weiblichem Geschlecht im Zusammenhang mit vier unterschiedlichen Personengruppen. Behinderte Frauen, behinderte Mädchen, Mütter behinderter Kinder und Frauen in sonderpädagogischen Berufen (Sonderschullehrerinnen) erhielten erstmals eine Aufmerksamkeit, die in größere Diskussionszusammenhänge eingebettet war und vielleicht deshalb nicht (mehr) als Randerscheinungen abgetan werden konnte. Eine erste wissenschaftliche Monographie über die „Lebensbedingungen behinderter Frauen" (Schildmann, 1983) orientierte sich an der feministischen Theoriebildung, insbesondere an weiblichen Arbeitsstrukturen und dem Verhältnis zwischen Erwerbsarbeit und familialer Reproduktionsarbeit. Eine weitere Publikation über die soziale Lage behinderter Frauen, unter dem Titel „Geschlecht: behindert, besonderes Merkmal: Frau", von betroffenen Frauen selbst verfasst (Ewinkel u. a., 1985), führte dazu, dass behinderten Frauen fortan eine spürbar erhöhte Aufmerksamkeit zuteil wurde. Eine zweite wissenschaftliche Arbeit lenkte den Blick auf Lebensbedingungen und Ausgrenzungsprozesse von lernbehinderten Mädchen/Sonderschülerinnen (Prengel, 1984). Auch Mütter behinderter Kinder wurden erstmals in ihrer eigenen Problematik (statt der ihrer Kinder) betrachtet und in ihren weiblichen Trauerprozessen ernst genommen (Jonas, 1988). Dem Arbeitsfeld der Sonderschullehrerinnen und ihrer geschlechterhierarchischen Einbindung wandte sich erstmals Barbara Rohr (Mädchen, 1984, Sexismus, 1984) zu.

In den folgenden Jahren (bis 1996/97) war eine Ausdifferenzierung der Inhalte und Etablierung des Fachgebietes der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik zu verzeichnen. Entsprechend nenne ich die zweite Phase „Ausdifferenzierungs- und Etablierungsphase". Das Thema der familialen Reproduktionsarbeit wurde erweitert durch die Auseinandersetzung mit eugenischen Positionen gegenüber der biologischen Fortpflanzung behinderter Frauen, angestoßen durch die neue Eugenik-Diskussion (Singer, 1984), ebenso durch die politische Enthüllung massenhafter Zwangssterilisationen an

geistig behinderten Frauen. Auch das Thema „sexueller Missbrauch/sexualisierte Gewalt" wurde in den Zusammenhang behindernder Lebensbedingungen gestellt und erforscht (vgl. Voss/Hallstein 1993; Zemp/Pircher 1996). Die Erwerbsarbeitsbedingungen behinderter Frauen und in Verbindung damit die Strukturen der beruflichen Rehabilitation wurden in dieser Phase differenzierter analysiert (vgl. Institut Frau und Gesellschaft, 1988; Braun/Niehaus, 1992; Degener, 1994), nicht zuletzt auch für geistig behinderte Frauen (vgl. Schön, 1993; Friske, 1995). Die zweite Entwicklungsphase wurde besiegelt durch die Gründung von Netzwerken behinderter Frauen in einigen Bundesländern sowie durch spezifische Fachtagungen: zum einen für behinderte und nicht behinderte Frauen (vgl. Barwig/Busch, 1993; Henschel, 1997) und zum anderen für Vertreter der Sonderpädagogik (vgl. Jantzen, 1997; Warzecha, 1997). Im Jahr 1996 wurde die erste und bis heute einzige Universitätsprofessur speziell für „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik" eingerichtet.

Seit 1997/98 zeichnet sich eine dritte Entwicklungsphase ab, die auf eine wissenschaftliche Vertiefung und theoretische Fundierung dieses Fachgebietes hindeutet: Zu beobachten ist einerseits die Beeinflussung der Forschung durch die Ansätze des Konstruktivismus sowie der De-Konstruktion von Geschlecht und von Behinderung (vgl. exemplarisch Pohl, 1999; Kulmer, 2000; Tervooren, 2000; Nagode, 2002). Andererseits wurden Behinderung und Geschlecht als zwei zentrale gesellschaftliche Strukturkategorien in den Blick genommen und miteinander verglichen (vgl. insbesondere Moser, 1997): Welche soziale Ungleichheitslage erfasst die Kategorie Geschlecht, und welche Ungleichheitslage erfasst Behinderung? Welches sind die jeweils im Hintergrund liegenden gesellschaftlichen Maßstäbe, an denen gemessen und Hierarchien errichtet werden, die zu erheblichen sozialen Ungleichheitslagen führen können? Diese letzte Frage führte Ende der 1990er-Jahre zu einer Beteiligung der „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik" an der interdisziplinären „Normalismusforschung". War schon in den 1970er- und 1980er-Jahren das Verhältnis zwischen Behinderung und Normalität kritisch reflektiert worden, allerdings ohne eindeutige theoretische Fundierungen auf der Seite der gesellschaftlichen Konstruktion von Normalität, so wurde nun im Rahmen eines groß angelegten interdisziplinären Forschungsschwerpunktes (vgl. Link, 1998) diese grundlegende Konstruktion von Normalität und Behinderung historisch und im Rahmen zweier Reformbewegungen – der Integrationspädagogik und der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik – empirisch (per qualitativer Inhaltsanalyse bzw. Diskursanalyse) untersucht (vgl. Weinmann, 2003; Lingenauber, 2003; Schildmann, Frauenforschung 2004). Im letztgenannten Falle ist es gelungen, nicht nur das Verhältnis zwischen Normalität und Behinderung zu analysieren, sondern das fachlich interessierende Verhältnis zwischen Normalität, Behinderung und Geschlecht. Auf einen Vergleich zwischen den Strukturkategorien „Geschlecht" und „Behinderung" geht der folgende Abschnitt näher ein.

Aktuelle Relevanz und theoretische Ansätze

Soziale Ungleichheitslagen – nicht nur, aber vor allem zwischen den Geschlechtern – spiegeln sich auf allen Ebenen der Behindertenpolitik und Behindertenpädagogik wider. Das Thema „Gender/Geschlecht" ist ein höchst aktuelles, wie z. B. die politische Entscheidung der Europäischen Union zeigt, wonach zukünftig alle politischen Handlungsstrategien unter dem Leitsatz des Gender Mainstreaming „gegendert" werden müssen. In rechtlich verbindlicher Form wurde das Gender-Mainstreaming-Prinzip mit Inkrafttreten des Amsterdamer Vertrages am 1. Mai 1999 verankert. Die Gleich-

stellung der Geschlechter als durchgängiges Leitprinzip und ihre Förderung auf dem Wege des Gender Mainstreaming wurde vom deutschen Bundeskabinett im Jahr 2000 in die gemeinsame Geschäftsordnung der Bundesregierung (GGO, § 2) aufgenommen. Diese Entscheidung betrifft alle politischen Handlungsfelder und damit auch die Behindertenpolitik.

Während das Konzept des Gender Mainstreaming als eine aktuelle politische Maßnahmen- und Handlungsstrategie anzusehen ist, durchzieht der theoretische Diskurs über „Behinderung und Geschlecht" das Fachgebiet der „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik" seit dessen Entstehen, manchmal praxisbezogener, manchmal theoretischer. Die im Folgenden dargelegte theoretische Reflexion orientiert sich am Diskurs der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung. Geschlecht und Behinderung sind zwei Strukturkategorien, die der Sozialstrukturanalyse als Indikatoren gesellschaftlicher Ungleichheitslagen dienen. Sie sind durch sehr unterschiedliche Merkmale gekennzeichnet, worauf im Folgenden näher einzugehen ist. Grundlegend ist von folgendem Unterschied auszugehen: Das Geschlecht ist eine Kategorie, welche die Menschen sozial-strukturell (im Wesentlichen) in zwei etwa gleich große Gruppen einteilt, aber vor dem Hintergrund einer historisch gewachsenen, hierarchischen Geschlechterordnung dem Mann – insbesondere im Zuge der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung – eine Vormachtstellung gegenüber der Frau einräumt. Im Vergleich zur Kategorie „Geschlecht" dient die Kategorie „Behinderung" dazu, eine bestimmte Art der Abweichung von der männlichen bzw. weiblichen Normalität zu definieren und zu klassifizieren. Damit gerät nicht die Hälfte der Gesamtbevölkerung, sondern eine abweichende Minderheit in den Blick, häufig auch „soziale Randgruppe" genannt. Wie hoch der Anteil dieser Minderheit an der Gesamtbevölkerung ist und welche Kriterien zur Definition dieser Gruppe herangezogen werden, ist abhängig von jeweiligen sozialpolitischen Erwägungen und Zwecken. Im Vergleich zur Kategorie „Geschlecht", welche als eine relativ stabile, historisch gefestigte Strukturkategorie angesehen werden kann, ist „Behinderung" eine flexiblere Strukturkategorie, gekennzeichnet durch kurz-/mittelfristige politische Handlungsnotwendigkeiten, wie auch die systematische historische Analyse der Behindertenstatistik in Deutschland und ihrer Geschlechterspezifik belegt (vgl. Schildmann, 2000).

Verdeutlicht werden kann der Vergleich zwischen den beiden Strukturkategorien auf dem gesellschaftlichen Feld der Leistung: In der modernen Leistungsgesellschaft werden wesentliche materielle und soziale Chancen, gegenseitige Anerkennung und Bewertung sowie soziale Positionen der Individuen nach Leistung vergeben. In ihrer allgemeinsten Form wird Leistung als der Quotient aus einer verrichteten Arbeit und der dazu benötigten Zeit definiert. Eine differenziertere Betrachtung zeigt jedoch schnell, dass bestimmte Leistungen wichtiger erscheinen und höher bewertet werden als andere und mit ihnen auch die Leistungsträger. Damit rückt die Struktur des gesellschaftlichen Basis-Normalfeldes Leistung (vgl. Link, 1998; Schildmann, 2002) in den Mittelpunkt des analytischen Interesses: Die moderne Industriegesellschaft basiert auf einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, welche im historischen Prozess der Industrialisierung Männern und Frauen unterschiedliche Arbeitsbereiche zugewiesen hat: Männern die Erwerbsarbeit, Frauen die familiale Reproduktionsarbeit (Hausarbeit) und (ggf.) zusätzlich (zumeist reproduktionsbezogene) Erwerbsarbeit. Während die (männliche) Erwerbstätigkeit nach jeweiligem Marktwert entlohnt wurde/wird, wurde Vergleichbares für die familiale Reproduktionsarbeit nie eingeführt; der Aufwand für die Hausarbeit wurde stattdessen indirekt im Lohn des männlichen „Ernährers" verankert und die Leistung der Frau auf dieser Basis gegenüber der (männlichen) Er-

werbsarbeit abgewertet. Diese Strukturen wurden im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung der 1970er-Jahre ausführlich analysiert. Wenn auch die „Ernährernorm" des Mannes heute brüchig geworden ist (vgl. Ostner 1998, S. 219) und Frauen unterschiedliche Formen des „Spagats" zwischen familialer Reproduktionsarbeit und Erwerbsarbeit (insbesondere in Form von Teilzeitarbeit) praktizieren, sind finanzielles Ungleichgewicht und unterschiedliche Bewertungen geschlechterspezifischer Arbeit bis heute erhalten geblieben. Sie sind auch die Grundlage für die geschlechterspezifischen Unterschiede bei Reichtum und Armut. Strukturell gesehen ist das Verhältnis zwischen Geschlecht und Leistung aber anders gestaltet als das zwischen Behinderung und Leistung. Maßstab für die Klassifizierung eines Individuums als behindert ist dessen nicht erbrachte, an einem fiktiven gesellschaftlichen Durchschnitt gemessene Leistung. Behinderung als eine mögliche Form der Abweichung von der Normalität wird gemessen an einer Leistungsminderung aufgrund gesundheitlicher Schädigungen und/oder intellektueller Einschränkungen. Die formalen Kriterien für die Festlegung einer Behinderung, im Sinne des Gesetzes „Schwerbehinderung" genannt, orientierten sich historisch (bis 1974) an den Problemen kriegsbeschädigter Männer sowie (bis heute) an männlichen Erwerbstätigen (vgl. Schildmann, 2000). In dem Begriff der Minderung der Erwerbsfähigkeit, der bis 1985 die Definition von Schwerbeschädigung (ab 1974 Schwerbehinderung) bestimmte, wurde der Zusammenhang mit der industriellen, auf Erwerbsarbeit bezogenen Leistungsminderung deutlich. Reproduktionsbezogene Familienarbeit spielte dagegen nie eine wesentliche Rolle. Die ausgehandelten Nachteilsausgleiche für Behinderte waren und sind weitgehend orientiert an den Strukturen männlicher Erwerbsarbeit und Sozialversicherung und vernachlässigen weibliche Problemlagen, d. h., sie erklären diese zur „Besonderheit" im Vergleich zum „Allgemeinen". Die Problemlagen behinderter Frauen sind deshalb im Vergleich zu denen behinderter Männer als zugespitzt zu bezeichnen, wie weiter unter beispielhaft gezeigt werden soll. Auf dem Feld der Macht stellen sich die gesellschaftlichen Individuen dar als

„Träger verschiedener Formen individuellen Vermögens (kulturelles, ökonomisches, soziales Kapital), über das sie aufgrund ihrer bisherigen Entwicklung dispositionell (in ihrem Habitus) verfügen, und das ihnen zugleich von anderen Individuen in den jeweiligen sozialen Feldern zuerkannt wurde und wird." (Jantzen, 2002, S. 352, in Anlehnung an Pierre Bourdieu)

Hier erscheint also die geschlechterspezifische Arbeitsteilung als die zentrale Strukturgrundlage für die sozialen Ungleichheitslagen im Zusammenhang von Geschlecht und Behinderung.

Auf dieser strukturanalytischen Basis stellt sich nun für die Theorieentwicklung des Faches unter anderem die Frage, wie sich das Verhältnis zwischen Behinderung und Geschlecht in den Fachdiskursen der Behindertenpädagogik bzw. der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik niederschlägt und welche konkrete Gestalt es erhält. Im Rahmen der „Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht" (Schildmann, Normalismusforschung 2004) wurde diese Frage für den Zeitraum von 1970 bis 2000 am Beispiel zweier Autorinnen – Barbara Rohr und Annedore Prengel – systematisch untersucht. Am Beispiel Annedore Prengels (siehe auch Schildmann, Verhältnisse 2004) seien die Ergebnisse dieser Analyse hier kurz zusammengefasst: In ihrem ersten Forschungsschwerpunkt, in dessen Zentrum die Analyse der Sonderschule und die Auseinandersetzung mit „Schulversagerinnen" (Prengel, 1984) stand, setzte sich die Autorin intensiv mit Strukturen sozialer Ausgrenzung auseinander und konzentrierte sich dabei vergleichend auf die Ausgrenzung des Weiblichen und des Un-Normalen. Der zweite Forschungsschwerpunkt, angesiedelt im Rahmen der Modellversuche der Inte-

grationspädagogik, führte zu einem systematischen Vergleich der Reformstrategien der Frauenbewegung und der Behindertenpolitik und zwar auf der Ebene der Handlungsstrategien von Emanzipation und Normalisierung. Der dritte Forschungsschwerpunkt schließlich, als „Pädagogik der Vielfalt" (Prengel, 1993) weithin bekannt geworden, zielte auf eine radikale Demokratisierung der Erziehung durch ein Miteinander des Verschiedenen und widmete sich einem systematischen Vergleich der Reformstrategien der interkulturellen, feministischen und integrativen Pädagogik mit dem Ziel der Auslotung struktureller Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede.

Problem- und Erfahrungsfelder

Geschlechterdisparitäten ziehen sich durch alle Erfahrungsfelder von Behindertenpolitik und -pädagogik, weisen dabei aber keineswegs durchgängig vergleichbare Problemkonstellationen auf, wie in diesem Abschnitt exemplarisch an einer Kombination der Themenbereiche „Lebenslagen behinderter Frauen und Männer" und „Bildung" demonstriert werden soll:

In ihrem 2. Armuts- und Reichtumsbericht (Deutscher Bundestag, 2005) legt die Bundesregierung in Kapitel VIII eine Analyse der „Lebenslagen behinderter Menschen" vor. Dieser ist unter anderem zu entnehmen, dass behinderte Frauen – verglichen mit behinderten Männern, aber auch mit nicht behinderten Frauen – am stärksten von Armut bedroht oder betroffen sind. Zu lesen ist dort im Abschnitt „Finanzielle Situation behinderter Menschen":
„So haben z. B. bei den 25- bis unter 45-jährigen behinderten Menschen in 2-Personenhaushalten 36 Prozent ein Haushaltsnettoeinkommen von unter 1.700 Euro. Dieser Anteil beträgt bei den Nichtbehinderten hingegen 24 Prozent [...] Allerdings erzielen behinderte Frauen – auch bedingt durch ihre geringere Erwerbsbeteiligung – deutlich niedrigere persönliche Einkommen als behinderte Männer. So verfügten z. B. 28 Prozent der behinderten Männer von 25 bis unter 45 Jahren über ein persönliches Nettoeinkommen von unter 700 Euro, bei den behinderten Frauen waren es dagegen 42 Prozent." (Deutscher Bundestag, 2005, S. 123).

Zur „Teilhabe behinderter Menschen am Arbeitsleben" (ausschließlich auf den Erwerbsarbeitsmarkt hin gedacht) nennt der Bericht folgende Erwerbsquoten: nicht behinderte Männer 70,9 %, nicht behinderte Frauen 52,9 %, behinderte Männer 30 %, behinderte Frauen 21,3 % (Deutscher Bundestag, 2005, S. 121). Der Faktor Leistung wird hier also mit einem einseitig „männlichen Blick" erfasst, und Armut scheint sich zu potenzieren, sobald zwei oder mehrere leistungsbezogene soziale Ungleichheitslagen (hier: weibliches Geschlecht und Behinderung) zusammentreffen. In einem ebenfalls neuen „Bericht der Bundesregierung über die Lage behinderter Menschen und die Entwicklung ihrer Teilhabe" (Deutscher Bundestag, 2004) wird zur Erklärung der Schieflagen auf dem Arbeitsmarkt und der Einkommenssituation das Thema „Bildung" bemüht: Da heißt es:
„Mädchen wählen – trotz im Schnitt besserer Schulabschlüsse und Noten – noch immer ‚typisch weibliche' und häufig technikferne Berufsfelder oder Studienfächer und schöpfen damit ihre Berufsmöglichkeiten nicht voll aus [...] Für behinderte Mädchen ist es derzeit noch schwieriger als für nicht behinderte Mädchen, einen möglichst zukunftssicheren Ausbildungsplatz zu finden." (Deutscher Bundestag, 2004, S. 65)

Man könnte es auch umgekehrt sagen: „Der schulische Vorsprung der jungen Frauen bildet sich jedoch noch in gar keiner Weise in beruflichen Hierarchien ab." (Stürzer,

2003, S. 3) Was auch die PISA-Studie ans Licht gebracht bzw. bestätigt hat (vgl. Deutsches PISA-Konsortium, 2001, S. 258 u. S. 268), soll an dieser Stelle für die Schulform Sonderschule näher ausgeführt werden; denn nicht nur sind die Leistungen der Mädchen in allen Schulformen einschließlich der Sonderschulen besser als die der Jungen, sondern Mädchen werden auch nur halb so oft wie Jungen überhaupt an eine Sonderschule überwiesen:

Im Jahr 2002 hatten 495.244 Schülerinnen/Schüler und damit ca. 5 % der deutschen Schülerschaft einen amtlich festgestellten sonderpädagogischen Förderbedarf. Über 85 % von ihnen besuchten Sonderschulen, die übrigen Integrationsklassen an Regelschulen. Jedoch sind in allen Förderschwerpunkten erheblich mehr Jungen als Mädchen erfasst. Letztmals 1997 zur Verfügung gestellte Vergleichszahlen wiesen für alle Sonderschulen einen Jungenanteil von ca. zwei Dritteln gegenüber einem Mädchenanteil von ca. einem Drittel aus. Im Einzelnen waren die Jungenanteile an den Förderschwerpunkten – mit zwischen 55,9 % und 85,5 % – höchst unterschiedlich ausgeprägt: Lernen 62,2 %; geistige Entwicklung 59,2 %; Sprache 72,2 %; emotionale und soziale Entwicklung 85,5 %; körperliche und motorische Entwicklung 60,3 %; Hören 57,1 %; Sehen 55,9 %; Mehrfachbehinderte 57,8 % (Deutscher Bundestag, 1997, S. 5).

Geschlecht und Behinderung stellen also auf dieser Ebene der Betrachtung ein sehr unausgewogenes Verhältnis zuungunsten der Jungen dar. Auf dieser Basis könnte der Eindruck entstehen, Mädchen seien auf jeden Fall in der besseren Position. Bei genauerem Hinsehen aber werden Wirkzusammenhänge deutlich, die nicht unreflektiert bleiben sollten:

„Der Besuch einer Sonderschule wirkt sich erheblich benachteiligend auf die Lebensperspektiven aus: auf die Chancen eines selbstständigen Wohnens, auf Partnerschaft, soziale Bindungen und ein soziales Netzwerk, auf Beruf und Einkommen. Die schlechtesten Perspektiven knüpfen sich an folgende Merkmale: ‚Abgänger der Lern- und Geistigbehindertenschule', ‚Sonderschüler mit niedrigem Bildungsabschluss', ‚schwere Behinderung' und ‚weiblich'. Behinderte Mädchen haben unabhängig vom in der Sonderschule erreichten Bildungsabschluss schlechtere Perspektiven. Mit dem Abschluss einer Regelschule verbessern sich die Chancen eindeutig, aber auch hier sind die Lebenslagen gekennzeichnet durch hohe Erwerbslosenquote, reduzierte soziale Netzwerke, finanzielle Belastungen, niedrigere Einkommen; auch hier sind die Mädchen stärker benachteiligt [...] Nach Auskunft der Bundesanstalt für Arbeit (Kohrt 2000) haben sich die Zahlen der Jugendlichen in Fördermaßnahmen wie Berufsvorbereitung und Benachteiligtenprogramm in den letzten fünf Jahren fast verdoppelt. Aber sehr viele behinderte Jugendliche verbleiben gänzlich ohne berufliche Ausbildung und ohne Rehabilitationsmaßnahmen. Eine selbstständige Lebensführung gelingt nur bei Vorhandensein eines supportiven Netzwerkes und psychischer Kraft, von Kompetenzen, hoher Durchsetzungsfähigkeit, Ausdauer und Ressourcen." (Beck, 2002, S. 283 f.)

Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass es nicht die Bildung im Allgemeinen und der Übergang von der Schule in den Beruf im Besonderen sind, mit denen die dokumentierte soziale Benachteiligung behinderter Frauen erklärt werden kann. Bei genauerer Betrachtung nämlich erscheint die Struktur der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung als ursächlich:

- die Zuweisung der familialen Reproduktionsarbeit an Frauen (bei weitgehender Befreiung von Männern aus dieser gesellschaftlichen Pflicht),
- die gesellschaftliche Minderbewertung und Nichtbezahlung dieser Arbeit sowie

- der Versuch von Mädchen und Frauen, den beiden zentralen Lebens- und Arbeitsbereichen der Gesellschaft (Berufsarbeit und familiale Reproduktionsarbeit) gerecht zu werden, sie biographisch miteinander zu vereinbaren.

All dies führt bei Frauen im Allgemeinen und bei behinderten Frauen im Besonderen zu anderen sozialen Risiken als bei Männern.

Die bundesdeutschen geschlechtervergleichenden Daten machen eines klar: Es ist nicht (oder heute nicht mehr) ursächlich die Bildung, sondern die geschlechterspezifische Arbeitsteilung mit ihren hierarchischen Strukturen, die den hier untersuchten Zusammenhang zwischen Geschlecht und Behinderung maßgeblich beeinflusst.

Ausblick

Die Geschlechterperspektive in der Behindertenpolitik und -pädagogik ist noch nicht umfassend untersucht worden. Es konnte aber gezeigt werden, dass die „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik" in ihrer bisher ca. 25-jährigen Entwicklungsgeschichte erste grundlegende theoretische und empirische Untersuchungen vorgelegt hat und sich mit diesen in den größeren Rahmen der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung einbindet. Dagegen existiert noch keine vergleichbare systematische „Männerforschung in der Behindertenpädagogik". Zwar wurden einzelne wissenschaftliche Forschungsfelder eröffnet, wie z. B. „Väter schwerstbehinderter Kinder" durch Kurt Kallenbach (1997), aber sie stehen noch nicht in einem systematischen Zusammenhang mit jeweils angrenzenden bzw. ergänzenden Gebieten. Darüber hinaus entbehren sie einer theoretischen Fundierung im Rahmen der (kritischen) Männerforschung und ggf. einer theoretischen Abgrenzung gegenüber der (feministischen) Frauenforschung. Dabei käme es behinderten Jungen und Männern zweifellos zugute, wenn auch ihre sozialen Fragestellungen und Problemlagen im Rahmen von Arbeit, Partnerschaft, Sexualität und Bildung – möglichst verbunden mit einer entsprechenden Betroffenenperspektive – in eine geschlechterbewusste Reflexionskultur eingebunden würden.

Kommentierte Literaturhinweise

Jantzen, Wolfgang (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in der Behindertenpädagogik. Subjekt/Objekt-Verhältnisse in Wissenschaft und Praxis. Luzern, Schweizerische Zentralstelle für Heilpädagogik, 1997.
Dieses Buch versammelt ca. 30 Tagungsbeiträge, die unter anderem die Schwerpunkte der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik dokumentieren und zu deren Ausdifferenzierung beitragen, daneben aber auch den Schwerpunkt „Gewalt in der Behindertenpädagogik" beleuchten.

Schildmann, Ulrike/Bretländer, Bettina (Hrsg.): Frauenforschung in der Behindertenpädagogik. Systematik – Vergleich – Geschichte – Bibliographie. Münster, LIT Verlag, 2000.
Dies ist ein Arbeitsbuch vor allem für Studierende, das sich mit den theoretischen Ansätzen und den Forschungsfeldern der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik beschäftigt, das Fachgebiet im internationalen Vergleich mit anglo-amerikanischen Forschungsschwerpunkten betrachtet und einen ersten Versuch unternimmt, historische Zugänge zu markieren. Etwa die Hälfte des Buches (knapp 80 Seiten) ist mit einer thematisch geordneten Bibliographie bestückt.

Schildmann, Ulrike: Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht. Eine empirische Untersuchung der Werke von Barbara Rohr und Annedore Prengel, Opladen, Leske + Budrich, 2004.
Dieses Buch enthält eine systematische Auseinandersetzung mit den Strukturkategorien „Geschlecht" und „Behinderung" und führt auf dieser Basis in den Theorieansatz der Normalismusforschung nach Jürgen Link (1997) ein. Es folgen in zwei großen Kapiteln inhaltsanalytische Untersuchungen der Gesamtwerke (bis 2000) der beiden einzigen Autorinnen, die sich bereits seit den 1970er-Jahren durchgängig mit dem Verhältnis zwischen Geschlecht und Behinderung auseinander gesetzt haben. Dabei wird beleuchtet, welche Normalitätsvorstellungen in ihren Werken konstruiert, transportiert und weiterentwickelt wurden.

Warzecha, Birgit (Hrsg.): Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik. Forschung – Praxis – Perspektiven, Hamburg. LIT Verlag, 1997.
Dieser Band enthält ca. 20 Tagungsbeiträge, konzentriert auf eine Analyse der Sonderpädagogik und ihrer fachspezifischen Ausprägung sowie auf die zentralen Personengruppen (behinderte Mädchen/Jungen, Frauen/Männer) der Disziplin.